

Über den Umgang mit Diktatoren

A23 VON JOSEF JOFFE

Ronald Reagan ist noch immer für eine Überraschung gut – wie auch seine ganze bisherige Amtszeit wenig Raum für das Klischee vom ideologisierten Hollywood-Cowboy läßt, der zuerst schießt und dann die Fragen stellt. Militärische Macht fand bei ihm hauptsächlich im Budget statt; mit den Muskeln spielte er nur da (Grenada), wo das Risiko minimal blieb; und er zog sich dort schleunigst wieder zurück (Libanon), wo der Weltfrieden ins Wackeln geriet. Es war dieser „kälteste“ der kalten Krieger, der mit Gorbatschow die neue Eintracht in Genf zelebrierte. Und ausgerechnet diese Regierung, die noch zu Anbeginn wohlwollend zwischen „autoritären“ (schlimmen) und „totalitären“ (schlimmeren) Despoten unterschied, hat sich nun als „Geißel“ ehemals befreundeter Rechts-Regime entpuppt. „Hut ab vor Reagan“, lobte denn auch die liberale *New York Times* angesichts amerikanischer Nachhilfe beim Abgang des „Baby Doc“, angesichts der demonstrativen Ungnade, die Ferdinand Marcos an den Rand der Entmachtung zu treiben scheint.

Ist Amerika nun endlich auf der richtigen Seite der Menschheitsgeschichte? Europäische Kritiker, zumal jene, die Amerika seit Jahren als Freund der Unterdrücker in der Dritten Welt geißelt haben, sind da auffallend sparsamer mit ihrem Lob als die *New York Times*. Mehr noch: So mancher, der regelmäßig die große Intimität zwischen Washington und diversen Rechts-Herrschern beklagt hat, der montiert nun das Gegenteil: die schrofte – damit vernichtende – Ablehnung, die Amerika seinen Partnern von ehedem in Haiti und den Philippinen zuteil werden läßt.

Die Psychologie nennt derlei einen *double-bind*, vulgo, wie man's macht, ist es falsch. Doch läßt sich das Paradox schnell auflösen: Die Riesenmacht Amerika gleicht einem Elefanten im Ruderboot, und egal wie sich der Brocken bewegt – ob einen Zentimeter nach rechts oder links –, gerät das Schiffchen ins Wanken. Was immer Amerika tut, zeitigt große Wirkung – was den Kleinen selten Anlaß zum Applaus liefert. Denn sie tragen immer die Konsequenzen, sind oft genug auch die Opfer. Die leichtergewichtigen Passagiere im Boot hätten es am liebsten, wenn sich der Riese überhaupt nicht bewegte oder einmischte – ruhig und berechenbar soll er sein.

Doch kann dieser Wunsch, so verständlich er auch ist, nicht den Kompaß für eine Großmacht abgeben – es sei denn, sie will aufhören, Großmacht zu sein. Sie muß ständig abwägen zwischen strategischem Interesse und ideologischer Sympathie. Moskau hat mit dem strikten Kalkül seit den Tagen des Hitler-Stalin-Paktes kaum Schwierigkeiten gehabt. Anders Amerika. Zwar ist Washington fast immer nach dem Motto verfahren „In dubio pro rechts“. Selten aber haben

die Amerikaner ein reines Gewissen gehabt, wenn sie die Pinochets und die Pahlevis, die „Docs“ oder die Marcos umarmten, weil ihnen die Rechten als Garanten ihrer strategischen Bedürfnisse erschienen.

Die Fluchthilfe für Duvalier jr. und die demonstrative Nicht-Wahlhilfe für Marcos scheinen eine Wasserscheide zu markieren. Selbst der radikale Menschenrechtsverfechter Carter ist mit den Autoritären glimpflicher umgesprungen als Reagan. Wird Amerikas Außenpolitik damit einfacher? Bestimmt nicht – denn mit der demokratischen Geburtshilfe hat das eigentliche Problem erst begonnen. Was tun, wenn Marcos durch brutalen Wahlbetrug doch noch im Amt bleibt? Ihm den Botschafter entziehen oder gar die wichtigsten amerikanischen Stützpunkte im Pazifik schließen? Und wenn in Haiti nicht blütenweiße Demokraten an die Macht gelangen? Die *Marines* entsenden, um – wie Woodrow Wilson einst sagte – die Eingeborenen „zu lehren, gute Leute zu wählen“?

Eine Demokratie zu stiften, ist ein schwieriges, einsames Geschäft. In diesem Jahrhundert ist es nur zweimal gelungen: in Japan und in Westdeutschland. Doch zu diesem Behufe mußten beide Länder erst total besiegt, dann besetzt und schließlich „umerzogen“ werden. Anders ausgedrückt: Damit das Gute auferstehen konnte, mußte das alte Regime bis auf die Grundfesten geschleift werden. In Haiti und im Pazifik vermag dies weder der Botschafter noch die Flotte Amerikas; für das demokratische Experiment verbleibt nur eine Gesellschaft, in der *alle* Kräfte bislang nur die Gewalt als Mittel der Politik kennengelernt haben. Ob auf Duvalier schon die Demokraten folgen? Für den unumkehrbaren Trend zum Demokratischen liefert jedenfalls die Dritte Welt kein einziges Beispiel.

Max Weber sprach einst von der „geschulten Rücksichtslosigkeit des Blickes“ in die Realitäten, um denen entgegenzutreten, die allein Sympathien zur Richtschnur ihres Handelns machen wollen, und ein Bonner Kanzler brachte die Sache auf diesen Punkt: Unsere Außen- und Wirtschaftspolitik muß „freibleiben von ideologischen Vorurteilen“. Mit diesen Worten verteidigte Willy Brandt 1972 seine umstrittene Iran-Reise. So einfach aber läßt sich auch nicht umgehen, was auf ewig ein Dilemma der Demokratie sein wird. Wir dürfen uns nicht „zu Richtern aufwerfen“ (Brandt) – aber auch nicht die Unterschiede leugnen. Mit den Diktatoren und Autoritären – ob links oder rechts – muß man umgehen, solange sie ihren Staat repräsentieren. Sie hofieren oder legitimieren? Nein. Wer es dennoch tut oder nur schweigt, sagt damit ungewollt, daß die eigenen Werte nicht schwer genug wiegen, um sie in die Politik einzubringen.